Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 111. **Freitag** den 1. März 1901. **95. Jahrgang.**

Der Krieg in Südafrika.

De Wet.

—p. Die Engländer haben sich über De Wet und die ihm zugefügte „vernichtende Niederlage" wieder einmal gründlich gefreut. Ein paar Tage fehlte von ihm jedes Lebenszeichen, dann sollte er bei Petrusville am Südufer des Oranjeflusses stehen, den er, um in den Oranjestaat zurückzuflüchten, überschreiten wollte, aber wegen Hochwassers nicht konnte. Immer war er „scharf verfolgt" von verschiedenen britischen Generälen. Er war also effectiv verloren, in der Falle und seine Capitulation nur noch eine Frage kürzester Frist. Jetzt meldet ein Telegramm des „Reuter'schen Bureaus":

*** Capstadt, 28. Februar. De Wet fand die Drift nördlich von Hopetown unpassirbar und wandte sich südwärts. Detachirte Abtheilungen haben die Bahnlinie überschritten und nähern sich, scharf verfolgt, Petrusville. Ein späteres Telegramm meldet, De Wet sei im Anmarsch auf Philippstown und Präsident Steijn sei bei ihm; ebenso seien Herzog und Brand zu ihm gestoßen.**

Bei Petrusville sollte De Wet schon am Sonnabend gestanden haben. Entweder war also jene Nachricht falsch oder die neuerliche Meldung ist ungenau. Aber man kann dies ja auf sich beruhen lassen, da das spätere Telegramm besagt, De Wet befinde sich, was wohl zutreffen wird, auf dem Vormarsch nach Philippstown, also in südlicher Richtung auf die Bahnlinie De Aar—Naauwpoort zu, ein Marsch, den unser Londoner Gewährsmann schon am Dienstag ankündigte. Unsere Vermuthung, daß De Wet gar nicht daran gedacht habe, den Oranjefluß zu überschreiten, sondern nach dem Süden strebe, während die Kämpfe bei Dissfontein nur Manöver seien, um die Concentrirung der aufgelösten Boerencommandos zu verdecken, bestätigt sich also anscheinend, zumal von verschiedenen Seiten depeschirt wird, daß De Wet sich mit Herzog und Brand vereinigt habe. Auch eine Privatmeldung besagt:

P. London, 1. März. (Privattelegramm.) Aus Capstadt, 28. Februar, wird berichtet: De Wet erzielte die Vereinigung mit Brand und Herzog, brach mit 2500 Mann südwärts durch und marschirt auf Colesberg vor.

Also aus der Capcolonie ist De Wet noch nicht heraus, und die optimistische Stimmung in London ist bereits wieder in ihr Gegentheil umgeschlagen. Von Hopetown bis Norvals Pont hatten die Engländer ein Cordon gezogen und De Wet gegen den unüberschreitbaren Oranje gedrückt, aber nun zeigt es sich, daß dieses Fangnetz doch ein Loch hatte, denn De Wet ist außerhalb desselben. So erschienen die Vorgänge in dem Oranjeknie zwischen Hopetown und Prieska nur als eine Episode, die zwar viel Zeit, viel Kraft und viel Material gekostet, den Lauf der Dinge aber nicht wesentlich gehemmt hat.

Inzwischen stellt sich heraus, daß auch der Verlust De Wet's an Leuten in Anbetracht der angeblich verzweifelten Lage nur gering ist. Die „Daily Mail" erfährt aus de Aar vom 27. Februar, es seien am 26. ds. viel mehr Gefangene gemacht worden als am Tage vorher, darunter zwei Commandanten, und die Zahl der Gefangenen belaufe sich nunmehr auf 200. Die Zahl 200 wird zweifellos viele englische Leser enttäuschen. Wo ist der Rest geblieben, da andererseits auch nur wenige über den Oranje nach dem Freistaate zurückgelangt sind? Man hat auf englischer Seite mit der Zerstreuungstaktik der Boeren schon die unangenehmsten Ueberraschungen erlebt, und es ist nicht das erste Mal, daß De Wet's völlig zersprengte Abtheilung im Rücken der Engländer alsbald wieder als geschlossene Masse auftaucht.

Ebenso wie de Wet's geniale Kriegskunst den Engländern wieder ein Schnippchen geschlagen hat, ist Generalcommandant

Louis Botha

jetzt weit im Rücken von French's Operations-Abtheilungen im Norden der Delagoabahn und anscheinend jeder Gefahr entronnen. French hat es südlich der Bahn nicht mit Botha, sondern mit Lucas Meier zu thun, worüber uns berichtet wird:

* **Capstadt**, 28. Februar. (Telegramm.) Die Operationen French's werden durch anhaltende Regengüsse verzögert. Täglich werden Boeren gefangen genommen oder strecken die Waffen. Der vor French befindliche Feind hat sich in kleine Abtheilungen aufgelöst. (Wiederholt.)

* **London**, 1. März. (Telegramm.) Nach Nachrichten der Blätter aus Pretoria machte Smith-Dorrien östlich von Amsterdam 80 Gefangene und erbeutete eine große Menge Vieh, 40 Pferde und 40 Wagen. Auch General French machte 50 Gefangene und erbeutete Vieh und Wagen.

Man beachte, daß Kitchener darüber nichts berichtet. Am 27. Februar vorigen Jahres, am Jahrestage der Niederlage der Engländer am Majubahügel, die sie nie haben vergessen können, ergab sich bekanntlich General Cronje mit 4300 Mann dem Feldmarschall Roberts, und dessen Nachfolger, Lord Kitchener, hat vielleicht Alles daran gesetzt, um auch seinerseits durch die Gefangennahme Botha's „Rache für Majuba" zu nehmen, und prompt traf, wenn auch nicht am 27., so doch am 28. die Meldung ein, Botha habe sich formell übergeben. Eben so prompt folgte dieser Tartarennachricht aber das amtliche Dementi auf dem Fuße: Im War office in London wußte man gestern noch nichts von der Capitulation des boerischen Oberbefehlshabers und auch bis heute Mittag war eine solche Meldung nicht eingetroffen, zum wenigsten nicht bekannt gegeben.

Die Frau des Präsidenten Krüger.

Aus dem Haag wird uns gemeldet: Präsident Krüger hat auf telegraphischem Wege seine Gattin benachrichtigt, daß er seine Operation glücklich überstanden habe und daß er hoffe, in wenigen Monaten seine Rückreise nach Südafrika antreten zu können. Es würde ihm daher lieber sein, wenn sich seine Gattin nicht erst den Mühseligkeiten einer Reise nach Europa aussetzen würde. — Man sagt, daß der Präsident diesen Schritt in Rücksicht auf den ungünstigen Eindruck unternommen habe, den die Abreise seiner Gattin auf die boerische Bevölkerung machen würde. Man würde dadurch leicht zu der Annahme gebracht werden, daß der Präsident und seine ganze Familie Südafrika bereits als für die Boeren verloren ansehen.

Wie Christian De Wet General Knox narrte.

General Knox befand sich auf der „Verfolgung" des wie immer, nach englischer Version, hoffnungslos eingeschlossenen De Wet. Da, so erzählt der bekannte englische Correspondent Burleigh, blieb eines Tages, wir verließen gerade eine Stadt am Oranjeflusse, um De Wet's Verfolgung fortzusetzen, fuhr ein auffallend proper aussehender Caparren vor einem Hause vor, und Jemand rief aus demselben die Insassen an. Ein etwas zurückgebliebener Kundschafter der Colonialtruppe kam, neugierig gemacht, herbei und fragte den Insassen des Caparren nach Namen und Herkunft. Aber dieser lehnte die Antwort ab, obwohl er unbewaffnet und ein gewöhnlicher Boer zu sein schien. Unser Kundschafter wiederholte seine Aufforderung nur um so dringender, als er Verdacht zu schöpfen begannen, aber der Boer blieb bei seiner Weigerung mit den Worten: „Ich sehe gar nicht ein, daß ich irgendwie verpflichtet bin, Ihnen meinen Namen zu nennen, oder zu sagen, wer ich bin." Der Colonialreiter riß hierauf seinen Revolver aus dem Halfter, setzte ihn dem Fremden auf die Brust und befahl jetzt: „Euer Name und wer seid Ihr?" Da sprengte ein Trupp bewaffneter Boeren um die nächste Ecke und ehe er sich versah, war der Spion des General Knox entwaffnet und zum Gefangenen gemacht. „Na, mein Spiel ist aus", sagte er mit der Ergebenheit, welche dieser Sorte von Pfarfindern eigen ist, „aber jetzt werdet Ihr kaum noch zögern, Herr, meine Neugierde zu befriedigen; jetzt möchte ich erst gerne wissen, wer Ihr seid." „Schön", sagte der Boer, „ich will es Euch sagen, „ich bin Christian De Wet." ... Indessen zog General Knox mit seinen stets „siegreichen" Truppen auf der anderen Seite des Orts hinaus, um den „hoffnungslos eingeschlossenen" De Wet endgiltig zu vernichten und gefangen zu nehmen.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 1. März.

Nach einer telegraphischen Meldung des „Berliner Tageblattes" hat die päpstliche Staatskanzlei den Mächten mitgetheilt, daß es der Wunsch des **Papstes** sei, bei der endgiltigen Regelung der **chinesischen Angelegenheiten** hinzugezogen zu werden, weil die Curie das größte Interesse daran habe, die künftige Stellung der Missionen zu überwachen. Es erscheint uns sehr fraglich, ob die Mächte dem Wunsche des Papstes willfahren können. Würde jetzt die Curie zu den Friedensverhandlungen hinzugezogen, so würde damit eine Thatsache geschaffen, die den Keim zu Conflicten zwischen der Curie und den Mächten in sich berge. Der Papst begründet seinen Anspruch mit dem Interesse, das er an der Ueberwachung der Missionen hat. So weit dieses Interesse aber geistlicher Natur ist, bedarf der Papst nicht im Mindesten der Theilnahme an den Friedensverhandlungen mit China, um seine Ueberwachung ausüben zu können: auch ohne jegliche Theilnahme des Papstes an den Friedensverhandlungen kann die Curie die geistlichen Verhältnisse der Missionen vollkommen nach ihrem Belieben überwachen. So weit aber die Curie an den Missionen andere, nichtgeistliche Interessen nimmt, greift sie über den Kreis der ihr zustehenden Rechte hinaus und begiebt sich auf ein Gebiet, auf dem die Mächte wünschen müssen, zwischen sich und den Missionen einerseits, China andererseits keinen Dritten auftreten zu sehen. Kommt es z. B., was nach den bisher gemachten Erfahrungen durchaus möglich ist, dazu, daß die Missionare ihrerseits aus ihrer Sphäre in einer Weise heraustreten, die Conflicte mit den chinesischen Behörden oder Bewohnern zur Folge hat, so steht zu besorgen, daß dann die Curie bei der Regelung der Streitfrage mitsprechen will. Wie leicht aber in solchen Fällen die Auffassungen der Kirche von denen der weltlichen Instanz abweichen und wie langwierige Mißstände aus dem Zwiespalte beider Anschauungen sich ergeben können, darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben. Bedenkt man vollends, daß Streitigkeiten unter den Missionen der zwei christlichen Bekenntnisse sich ereignen können, so muß die Aussicht auf die Möglichkeit einer päpstlichen Einmischung doppelt peinlich berühren. Denn daß die Curie grundsätzlich geneigt ist, die Partei der katholischen Mission zu ergreifen, ist unbestreitbar und selbstverständlich. Aus diesen Gründen ist es berechtigt, dem Wunsche des Papstes auf Zulassung an den Friedensverhandlungen Widerspruch entgegenzusetzen und die Hoffnung auszusprechen, daß dieser Wunsch von den Mächten ebenso abgelehnt werde, wie seinerzeit das Verlangen nach Zulassung des Papstes zur Haager Friedensconferenz.

Ueber den von der Centrumsfraction des preußischen Abgeordnetenhauses zum Cultusetat eingebrachten Antrag betreffs der **Kronenpflege-Orden** haben sich die Officiösen bisher ausgeschwiegen. Dem preußischen Conservatismus bereitet der Antrag anscheinend große Verlegenheit; sie möchten, wie man aus einer Auslassung der „Kreuzztg." schließen muß, dem Wunsch des Centrums gern erfüllen, können sich aber der Einsicht, daß der Erfüllung schwere Bedenken entgegenstehen, nicht verschließen. Das führende conservative Organ schreibt nämlich:

„Der neueste Centrumsantrag hat auf einem eng begrenzten Gebiete eine Gleichstellung der beiden christlichen Kirchen durch landesgesetzliche Beseitigung entgegenstehender Vorschriften zum Ziele. Schon aus diesem Gegensatze ergiebt sich, daß wir gegen ihn nicht die grundsätzlichen Bedenken erheben können, wie gegen den weit umfassenderen Toleranzantrag. Allerdings glauben wir kaum, daß er in der vorliegenden Fassung auf Annahme durch das Abgeordnetenhaus wird rechnen können. Denn der Unterschied zwischen der auf der ganzen Erde unter einem gemeinsamen Oberhaupt einheitlich organisirten katholischen Kirche und den auf das preußische Staatsgebiet beschränkten und selbst nicht einmal auf diesem gleichartig gestalteten evangelischen Landeskirchen ist doch namentlich im Hinblick das bei den letzteren bestehende landesherrliche Kirchenregiment so bedeutend, daß eine völlig gleiche Behandlung der Organe beider Kirchen in allen ihren Stufen nicht angebracht erscheint. Hierdurch aber darf eine erneute Prüfung der Frage, ob in Einzelpuncten die Aufrechterhaltung der bisherigen Beschränkungen katholischer Orden nothwendig ist, in keiner Weise ausgeschlossen werden. In diesem Sinne wünschen auch wir eine wohlwollende Prüfung des Centrumsantrages um so mehr, als wir verstehen, daß gerade auf dem Gebiete der Krankenpflege eine auf dem Religionsbekenntnisse beruhende Beschränkung der Bewegungsfreiheit von den Betheiligten bitter empfunden wird. Bedenken haben wir allerdings gegen die in dem Antrage enthaltene Forderung, daß außer der Krankenpflege auch die sonstige Uebung christlicher Nächstenliebe durch die katholischen Orden und ordensähnlichen Vereinigungen von allen bisherigen Beschränkungen befreit werde. Denn der Begriff „sonstige Uebung christlicher Nächstenliebe" hat doch einen so weiten Inhalt, daß unter seiner Flagge unter Umständen auch staatsfeindliche Bestrebungen Deckung finden können. Dazu kommt noch, daß in den Ostmarken unseres Vaterlandes die Thätigkeit von Personen und Vereinigungen, die im Dienste der katholischen Kirche stehen, sich leider vielfach auf die Förderung nationalpolnischer Propaganda erstreckt und daß auf diese Weise mit ihr die Gefahr der Verletzung wichtiger

---

Feuilleton.

6]

Die Landstreicherin.

Oberbayerische Erzählung von Anton Frhr. v. Perfall.

Nachdruck verboten.

Da gab es nur einen Trost für ihn: den Berg und die Jagerei. Der Lawiner hatte sich förmlich in den Dienst des Försters gestellt und arbeitete wie ein bezahlter Jagdgehilfe. Das Revier rein zu halten von aller Dieberei, dann und wann einen guten Hirsch oder Gemsbock zu schießen, war der einzige Ehrgeiz, welcher dem stolzen Bauer noch übrig geblieben.

Wehe dem, der es gewagt, ihm auf diesem Grunde entgegenzutreten, sein Blut hätte er dafür eingesetzt. Die Mannheit, die er daheim endgiltig verloren fühlte, fand hier das letzte Feld der Bethätigung.

Er war oft die ganze Woche aus, nächtigte in der Jägerhütte und überließ den Hof den Weibern.

Marion verstand es dann doch immer wieder, wenn er heimkehrte, mit oder ohne Beute, seiner Leidenschaft zu schmeicheln, seiner jetzigen Thätigkeit eine Bedeutung beizulegen, welche sie im Grunde genommen für einen Hofbauern nicht hatte, ihm einen förmlichen Empfang zu bereiten.

Das versöhnte ihn immer wieder, ließ ihn alles Andere, was er sah und hörte, vergessen. — — —

Wieder war es Hochsommer im Gebirge — August. Die Böcke sprangen aufs Blatt, der Feisthirsch, der sonst ewig unsichtbar, hatte keine Ruhe vor den Bremsen und fuchte die Suhlen auf. —

Der Lawiner war seit Montag draußen im Revier, trotz der Heuernte, die alle Arme beschäftigte. Das besorgte die Marion.

Eine drückende Hitze lag auf dem Felde, das Heu rauschte unter dem Rechen, daß es eine Freude war. Marion und Bärbl arbeiteten einträchtig neben einander. Vom grellen Sonnenlicht umflimmert, erschien die Lawinerin noch größer und kräftiger in jeder Bewegung. Sie hielt wiederholt inne, lüftete das rothe Kopftuch, während ihre Blicke den Wald suchten, der an die Wiese grenzte.

Biela hatte ihn aufgesucht, Beeren zu suchen. Sie war schon über eine Stunde aus. Die Arbeit ging ihr nicht von der Hand ohne Biela.

Bärbl, deren von der Sonne ausgedörrte Arme immer von Neuem ausgriffen, sah sie von der Seite an.

„Wart i schon vier Jahr' lang auf Ein', schau und frag' den Wald darnach", begann sie plötzlich.

„Wünsch' ihn nur recht fest herbei, und auf einmal ist er da", erwiderte Marion. „Wir können Alles, was wir fest wollen. Darin liegt alle Zauberei."

„Und bringst Dei' Dirndl nei mal aus 'n Wald, mit all' Dein'm —" Da schwieg sie, Biela kam zwischen den Bäumen hervor über die Wiese geschritten.

In das glänzend schwarze Haar waren rothe und blaue Blumen gesteckt, in schweren Strähnen fiel es zu beiden Seiten über das erhitzte Gesicht herab, die jugendliche Brust ging hoch, wie nach strengem Laufen, trotz der Kindlichkeit der ganzen Erscheinung lag eine frühe Reife über derselben, wie sie nur dem Süden eigen, ein Ausdruck von Weiblichkeit, der dem Alter des Mädchens weit vorauseilte.

Sie kam hastig auf die Mutter zu.

„Wo warst Du denn so lang? Und nicht einmal Beeren?"

Biela's Antlitz wurde dunkelroth, ihre schwarzen Augen rollten unstät, etwas Marion völlig Fremdes sprach daraus. Dabei hielt sie das Händchen fest und steif in der Rocktasche, was doch sonst nicht ihre Art — und das seltsame Augenspiel hinüber auf die Bärbl.

„Komm Mutter!" flüsterte sie plötzlich, den Augenblick erhaschend, in dem Bärbl kopfschüttelnd wieder zum Rechen griff. „Ich hab' was mitgebracht, nur für Dich — Niemand soll es sehen —"

Marion zuckte das Herz auf, sie wußte selbst nicht, warum, ohne jeden weiteren Gedanken — sie legte den Rechen weg.

„Ich komme gleich wieder, Bärbl, möchte grad' im Stall nachschau'n", entschuldigte sie sich völlig planlos, nicht fähig, Besseres zu finden.

„Grad' Dein' Will'n möcht' i hab'n", meinte die Bärbl, „dann täm' er heut' no über d' Wies'n daher, wia Dein' Klein' —"

„Wer denn?" fragte Marion.

„Wer denn? Der Ambros!" erwiederte Bärbl.

Marion gab es einen Stich, zugleich drückte sich die Hand Biela's fester in die ihrige. Sie sah unwillkürlich das Kind fragend an und — las die Antwort. Von Ambros brachte sie Botschaft, — so unerklärlich es ihr auch war.

Hastig zog sie Biela mit sich.

„Was hast Du für mich?"

„Einen Zettel, Mutter", flüsterte Biela, der nothwendigen Heimlichkeit sich wohl bewußt. „Ein junger Mann gab ihn mir. Ich soll ihn Dir geben, daß es Niemand sieht —"

„Wo trafst Du den jungen Mann?"

„Auf dem großen Schlag. Ich suchte nach Erdbeeren, da stand er plötzlich vor mir. Erst bin ich erschrocken, so wild sah er aus, wie ein Räuber, dann sprach er mich an. „Heißt Du nicht Biela?" Da fürchtete ich mich gar nicht mehr. „Ja, so heiße ich, Biela." Da bat er sich hingekniet — und gepackt hat er mich, und geküßt hat er mich, und geweint hat er auch — und ich hab' mitgeweint — und ich muß wieder weinen, wenn ich daran denke, wie gut und lieb er war, und wie schlecht es ihm wohl gehen muß."

„Und dann?"

„Dann? Dann that es plötzlich einen schrillen Pfiff im Walde, — da ist er aufgesprungen und — und weg war er."

„Aber er gab Dir doch etwas mit? Du hast doch eben davon gesprochen", drängte Marion.

Biela hatte ein Stück abgerissenes Papier heraus, fest zusammengefaltet. „Da, das hat er mir gegeben. Zuerst wollte er mir selber Alles sagen, dann — dann hat er es doch aufgeschrieben, und einen Gruß von Ambros soll ich sagen, Dir ganz allein, und Niemand soll es hören, auch die Bärbl nicht. Er hat mich so schön gebeten darum. Mutter, wenn Du es Jemand sagst, ich wäre Die nimmer gut."

Marion hörte nicht mehr, sie verschlang die derbe undeutliche Schrift.

„Marion! Ich bitt' Dich nur noch um Eins in der Welt, — laß mich Dich allein sprechen, um's Dunkel werd'n, bei der großen Buch'! Zum letzten Mal. Morgen geht's nach Amerika. Ambros!"

Sie steckte hastig den Zettel zu sich. „Ich werd's Niemand sagen, Biela, gewiß, aber auch Du mußt Deinen Mund halten. Weißt Du denn, wer er ist, den Du im Wald getroffen?"

„Wer denn, Mutter?"

„Das ist der Mann, der Dich und mich aus dem Schnee gegraben vor sechs Jahren, der uns vom Tod' gerettet." — „Der Mann?" Biela blickte starr in das Weite, eine dunkle Erinnerung stieg wohl auf in ihr. „Darum hat er geweint, — der brave Mann. Wenn ich das gewußt hätt', ich hätt' ihn gleich mitgebracht. Kommt er nicht mehr? Ich hab' ihn so lieb, den Mann." Marion bewegten die Worte heftig. Mühsam faßte sie sich. „Vielleicht, Biela, wenn Du schweigen kannst —"

„O, das kann ich, verlaß' Dich darauf. Niemand soll von mir was hören, auch der Vater nicht."

Marion kehrte lange nicht zur Arbeit zurück, immer wieder las sie den Zettel. Sie durfte ihm die Bitte nicht verwehren, ihrem Lebensretter, der um sie so viel gelitten, seine Heimath verloren; im Gegentheil, sie mußte Alles thun, ihn zu halten, ihn mit dem Vater auszusöhnen. Und warum wandte er sich an sie, nicht an seine alte Freundin, die Bärbl, warum wollte er sie allein sprechen? Hoffte er noch? Auf die Frau seines Vaters? Rechnete er mit den sechs Jahren, die vergangen, aber wollte er sie zur Rechenschaft ziehen, ihr Vorwürfe machen, sich rächen?

Der Pfiff fiel ihr ein, von dem Biela gesprochen. Er war nicht allein gekommen, mit dem verrufenen Toni wohl, der ihr damals schon verhaßt, mit seinem bösen Blick, in der Winterstube, mit seinem boshaften Lachen damals, als er an dem verhängnißvollen Tage mit dem Lawiner das geschossene Stück heruntergebracht.

Gleichviel, sie war fest entschlossen, zur Buche zu kommen in der Dämmerstunde, wie auf dem Zettel stand.

Träge verflossen die Stunden, ihr ganzes, bisheriges Leben auf dem Lawinerhof zog an ihr vorüber. Wie schal doch und leer. Wenn sie zurückdachte in die Wanderschaft, von neuem Reiz umgeben, stieg die bunte, lebensvolle Vergangenheit vor ihr auf. Was sie auch für schlimme Erfahrungen gemacht, entbehrt, die ewige Sorge, die Rohheit der Männer, die sie umgab, steckte doch mehr Glück drein wie in diesem starren Einerlei des Bauernlebens. Dann trat ihr der schöne Jüngling entgegen, ihr Lebensretter. Er liebte sie mit der ganzen Kraft seiner gesunden Natur. Und sie wies ihn ab, sie verzichtete auf ihn. Sie kroch im Lawinerhof unter, sie heirathete einen alten, ungeliebten Mann. Alles um Biela, um ihr Kind. Und jetzt kehrte er zurück, wohl mit der alten Liebe im Herzen, verstoßen, enterbt um sie, auf dem Wege zum Elend, zum Verbrechen vielleicht — und sie darf ihn doch nicht halten, sie darf es nicht wagen, sie fühlte nicht die Kraft dazu in sich, weil sie ihn selbst liebt, wieder Biela zu Lieb', die fest wurzeln soll auf dem Lawinerhof, die nicht zu den Geächteten gehören soll, zu dem verachteten, fahrenden Volk.

Und Biela würde sich so gut mit ihm vertragen. Ich hab' ihn so lieb, den Mann! Wie sie das sagte, das Kind, und er hat sie geküßt und geweint. —

Ein süßer Gedanke stieg in ihr auf. Zuerst brannte es wie Fieber durch ihr ganzes Wesen. Wenn da die Lösung wäre — im Jahren? Alle Schuld war damit getilgt? Ambros und Biela?

Der Unterschied in den Jahren wäre kein Hinderniß — der Gedanke ließ sie nicht mehr los, durchleuchtete sie förmlich — eine plötzliche Ruhe kam über sie, eine dunkle Ahnung von fernem Glücke.

Die Zusammenkunft unter der Buche hatte nichts Bedrückendes mehr für sie, sie sollte der Grundstein werden für eine neue Zukunft.

Die Mittagsglocke rief das Gesinde vom Felde. Marion schaffte in der Küche, von Biela unterstützt, die immer wieder nach dem fremden Mann fragte und durchaus wissen wollte,

SLUB
Wir führen Wissen.